„Sammlung als Selbstzweck ist eigentlich nicht mehr haltbar"

Interview mit Dr. Torsten Reimer, Universitätsbibliothekar und Dekan der Chicago University Library

Torsten Reimers Weg als promovierter Historiker an die Spitze der Universitätsbibliothek von Chicago führte von der Ludwig-Maximilians Universität in München (LMU) über das King's College London, die englische Ed-Tech Membership Community Jisc, das Imperial College London und die British Library. Dort leitete er seit 2016 die Hauptabteilung Content and Research Services. Der neue University Librarian und Dean der Chicago University Library spricht im Interview mit b.i.t.online über seine bisherige Laufbahn und gibt einen Ausblick auf seine künftigen Aufgaben in den USA. Dabei formuliert er Ideen zur Weiterentwicklung wissenschaftlicher Bibliotheken. Das Gespräch führte Dr. Rafael Ball, Direktor der ETH-Bibliothek und Chefredakteur von b.i.t.online.

Herr Reimer, zunächst noch einmal herzlichen Glückwunsch zu Ihrer Berufung. Was empfinden Sie, wenn Sie an den Wechsel über den „großen Teich" denken?

Torsten Reimer Von der persönlichen Seite her betrachtet eine Mischung aus Melancholie und Freude. Melancholie, weil ich in 15 Jahren in London eine gute zweite Heimat gefunden habe und weil der Wechsel über den großen Teich zwangsläufig auch mehr Distanz zu Freunden in Europa bedeutet. Aus familiärer Sicht dominiert die Freude, gemeinsam ein anderes Land kennenzulernen. Meine Lebensgefährtin ist in London geboren und aufgewachsen und wollte auch gerne die Erfahrung machen, in einem anderen Land zu leben. Während des langen Corona-Lockdowns in UK haben wir uns dann entschieden, dass wir diesen Traum jetzt verwirklichen sollten.

Professionell gesehen ist es eine große und spannende Herausforderung, auf die ich mich sehr freue. Es ist nicht nur eine neue Bibliothek, sondern auch ein neues Land mit einem anderen Umfeld, in dem Universitätsbibliotheken anders aufgestellt sind als

in Großbritannien, aber auch in Deutschland und der Schweiz. Es gibt viele neue Dinge zu lernen. Darauf freue ich mich mit Blick auf meine persönliche Karriereentwicklung.

Bevor wir auf die Fragen zurückkommen, die Sie in Chicago erwarten, würde ich gerne noch einmal einen Blick zurückwerfen. Sie haben in Geschichte zu einem politischen Thema promoviert, aber gleich an Ihrem ersten Arbeitsplatz als Web-Koordinator im Bereich der IT Services der LMU gearbeitet. Auch in allen anderen Positionen hatten Sie immer einen starken Bezug zu, nennen wir es pauschal, digitalen Themen und Vernetzung. Was hat Sie als Historiker zu diesen technikorientierten Fragestellungen gezogen?

Torsten Reimer Ich gehöre zu der Generation, die gerade schon mit Computern zu Hause aufgewachsen ist – als Kind natürlich zuerst mit Computerspielen, aber dann auch für andere Zwecke. Um mein Studium zu finanzieren, habe ich parallel bei Microsoft gearbeitet, dessen Deutschland-Hauptquartier in München ist. Die Arbeit mit digitalen Techniken hat sich als sehr gute Investition erwiesen. An der Universität konnte ich damit eine Karriere in Digital Humanities und Scholarly Communications beginnen. Das Historikum der LMU hatte damals einen digitalen Arbeitskreis, aus dem mehrere digitale DFG-Pilotprojekte hervorgegangen sind. Dem bin ich noch im Grundstudium beigetreten. Insofern hatte ich schon während meines Studiums die Möglichkeit, nicht nur an digitalen Projekten zu arbeiten, sondern sie auch zu konzeptionieren und zu leiten. Damals wurde mir klar, dass ich mehr Freude daran finde, die Informationsinfrastruktur mitzuentwickeln, mit der andere forschen und publizieren, als das selber zu tun.

Digital Humanities hat nicht unbedingt mit Bibliotheken zu tun. Wann hatten Sie den Gedanken, Ihre Ideen und Affinität zu den Tools im Rahmen einer bibliothekarischen Tätigkeit umzusetzen?

Torsten Reimer Eigentlich schon sehr früh. Die Umsetzung der Projekte, die wir an der LMU gemacht haben, erfolgte in enger Zusammenarbeit mit der Bayerischen Staatsbibliothek in München. Außerdem habe ich während meines Studiums auch als Hilfskraft im Digitalisierungszentrum der Staatsbibliothek gearbeitet. Ich hatte also relativ früh Einblick in eine Forschungsbibliothek, die sich digital positioniert hatte. Die enge Verbindung zu Bibliotheken war auch in meiner Arbeit am King's College in London und später bei Jisc gegeben. Bei meinem Wechsel zum Imperial College war ich damit beauftragt, die Services im Bereich Open Access und die Forschungsdateninfrastruktur aufzubauen. Nachdem diese Arbeiten abgeschlossen waren, habe ich mich entschlossen, an die British Library zu wechseln – die Themen, die ich für meine Karriere weiterverfolgen wollte, waren enger im Bibliotheksbereich zu finden als in der strategischen Forschungsentwicklung, in der ich bei Imperial weitergearbeitet hätte.

Der Konnex zwischen Wissenschaft und Bibliothek ist heute nicht mehr so unauflösbar, wie er vielleicht vor 100 Jahren schien. Es gibt heute erfolgreiche Wissenschaftler, die sagen, sie waren noch nie in einer Bibliothek. Wie charakterisieren Sie für sich persönlich das Verhältnis von Wissenschaft und Bibliothek heute?

Torsten Reimer Auf den ersten Blick ist in einigen Disziplinen, besonders in den Naturwissenschaften, die Verbindung nicht mehr so eng. Gerade am Imperial College habe ich Professoren getroffen, die die Bibliothek bestenfalls noch als Arbeitsraum für ihre Studierenden betrachteten. Dabei benutzen auch heute Wissenschaftler mehr oder minder täglich bibliothekarische Dienstleistungen. Der Zugriff auf Online-Inhalte oder Datendienste ist aber nicht immer klar als bibliothekarischer Service zu erkennen. Wie andere Branchen auch sind wir im Wandel zu einem digitalen Dienstleistungsverhältnis. Für Bibliotheken bedeutet das meiner Meinung nach, sich verstärkt als Partner im Wissenschaftsprozess zu positionieren. Ich will damit nicht sagen, dass Lesesäle und gedruckte Sammlungen keinen Platz mehr haben. Vielmehr geht es darum, unsere Dienstleistungen zu erweitern und von Anfang an in den Forschungsprozessen involviert zu sein. Bei RLUK, dem Verband der britischen Forschungsbibliotheken, haben wir diesen Umbruch unter dem Banner des Digital Shift in die Verbandsstrategie eingebunden. Das Digital Shift Manifesto, das ich federführend erarbeitet habe, legt dafür die Grundlage.

„Meine große Sorge ist, dass immer mehr Tools, mit denen wissenschaftliche Inhalte bearbeitet werden, aus dem kommerziellen Bereich kommen und es deswegen nicht nachvollziehbar ist, wie sie genau arbeiten."

Wie sehen Sie die Bedeutung der Sammlung, die lange tragend war für die Bibliotheken? Auch vielleicht vor dem Hintergrund Ihrer Erfahrungen in der British

Library, die letztlich als Archivbibliothek und Nationalbibliothek einen sehr großen Sammelauftrag hat. Ist das noch ein Thema auch für Universitätsbibliotheken oder geht der Sammlungsgedanke langsam verloren?

Torsten Reimer Ich glaube nicht, dass der Sammlungsgedanke verloren geht. Aber die Bedeutung verändert sich. An der British Library etwa hat sich der Prozentsatz der Nutzerinnen und Nutzer, die wegen der Sammlungen in die Lesesäle kommen, über die Jahre deutlich reduziert. Im Jahr vor der Pandemie etwa arbeiteten weniger als zwei Drittel der Leserinnen und Leser in den Lesesälen mit Materialien aus der Sammlung – also ein Drittel nicht. Das veränderte Nutzerverhalten liegt zum Teil auch daran, dass exponentiell mehr Inhalte online verfügbar sind als in den Sammlungen selbst der größten Bibliotheken. Das bedeutet aber nicht, dass die Sammlungen unwichtig werden. Vielmehr heißt es, dass man die Sammlung anders denken muss. Sammlung als Selbstzweck, die alles abdecken soll, wie das etwa bei der British Library lange galt, ist nicht mehr haltbar. Vielmehr geht es verstärkt darum, unsere Inhalte zu vernetzen und in eine weitere, ich würde sagen, globale Sammlung einzubauen. Ich denke tatsächlich mehr darüber nach, was wir an vernetztem Wissen weltweit zur Verfügung stellen können. Meines Erachtens haben Bibliotheken hier eine zentrale Rolle, weil sie Eigenschaften haben, die andere, zum Beispiel kommerzielle Dienste nicht haben. Zum einen sind Forschungsbibliotheken üblicherweise nicht kommerziell aktiv. Ihr Antrieb liegt nicht darin, Geld zu verdienen, sondern nützliche Informationen bereitzustellen. Sie gehen anders an Sammlungen und Materialien heran, etwa mit dem Ansatz, Inhalte langfristig für alle zu erhalten. Darauf kann man bei Onlinediensten nicht vertrauen. Google ist ein gutes Beispiel: Dienste werden oft eingestellt, wenn sie finanziell nicht tragbar sind oder sich strategisch nicht mehr ins Portfolio einfügen. Bibliotheken hingegen haben den Anspruch, darüber zu reflektieren, wie sie Inhalte möglichst vielen unterschiedlichen Nutzergruppen so frei wie möglich zur Verfügung stellen können. Sie haben auch eine Verpflichtung, gemeinsam im weltweiten Wissenssystem dafür zu sorgen, dass gesellschaftlich relevante Inhalte langfristig zugänglich bleiben – für alle, die sie brauchen, und nicht nur für die, die es sich finanziell leisten können.

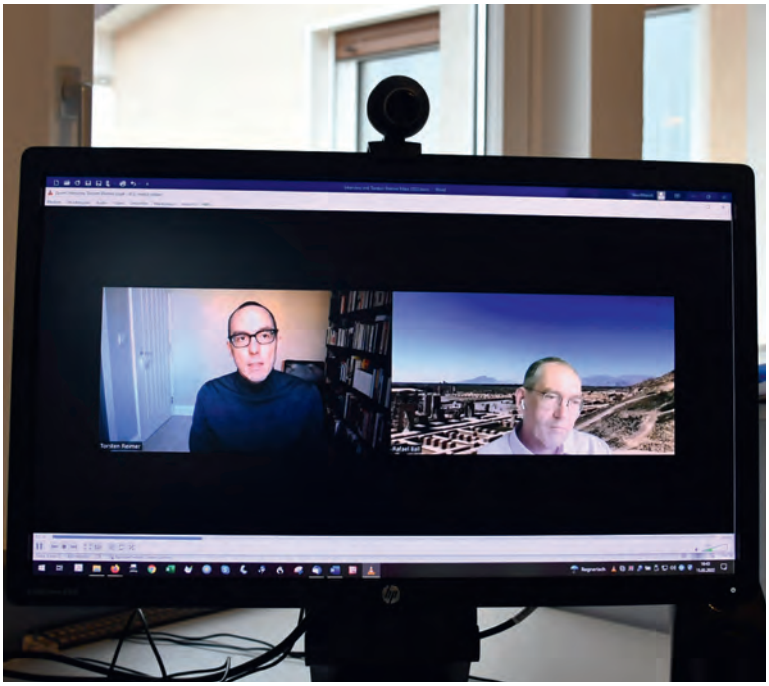
„Sammlung als Selbstzweck ist eigentlich nicht mehr haltbar. Es geht verstärkt darum, die Inhalte, die wir haben, zu vernetzen und in eine globale Sammlung einzubauen."

Sammlung ist die eine Seite. Dienstleistung, Dienste die andere. Die British Library engagiert sich in den letzten Jahren verstärkt in Dienstleistungen für die Forschung, die ganz wesentlich von Ihnen verantwortet und vorangetrieben worden sind. Was hat Sie dazu bewogen, diese Dienste zu entwickeln? Wo sind die Schwerpunkte? Warum sollten an einer Archivbibliothek, einer Nationalbibliothek, Dienste für die Forschung angeboten werden und nicht etwa nur da, wo Forschung betrieben wird, an Universitäten und Hochschulen?

Torsten Reimer Die British Library versteht sich nicht im engeren Sinne als Archivbibliothek, auch wenn die langfristige Erhaltung der britischen Publikationen zentrale gesetzliche Aufgabe ist. Sie sieht es als ihre Aufgabe, weltweit Zugang zu Wissen und bibliothekarischen Dienstleistungen zur Verfügung zu stellen: Living Knowledge for Everyone ist der Titel der aktuellen Strategie der BL. Sie unterstützt Forschung genauso für diejenigen, die an Universitäten arbeiten, wie die die außerhalb des Universitätsbereichs forschen. Das schließt Firmengründer ein, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gemeinnütziger Organisationen und ganz einfach alle, die ein Forschungsinteresse haben – sei es im Bereich der Ahnenforschung oder im Bereich von persönlichen Interessen. Die Informationsgesellschaft greift schließlich auch außerhalb der Universitäten auf Wissen zu. Dazu gehört die Unterstützung bei der weitergehenden Entwicklung von Karrieren und beruflichen Profilen. Wir brauchen zusätzlich zu den Universitätsbibliotheken alle Bestandteile des Bibliothekssystems, egal ob private Bibliotheken, Stadt- oder Nationalbibliotheken. Meine Stelle ist speziell geschaffen worden, um sicherzustellen, dass die British Library als Forschungsbibliothek über die nächsten Jahre und Jahrzehnte relevant bleibt. Insofern war es eine strategische Entscheidung der Bibliothek, sich hier stärker aufstellen zu wollen. Ich habe diese Arbeit mit der Entwicklung einer auf zehn Jahre ausgelegten Service Strategy begonnen. Einen Schwerpunkt habe ich auf Daten- und Repositoriendienste gesetzt, zum Beispiel in der Weiterentwicklung des britischen DataCite Konsortiums. Zudem haben wir ein Multi-Tenancy-Repositorium aufgesetzt, das es der British Library erlaubt, Einzel- oder Konsortialrepositorien als Dienstleistung zu betreiben. Das Pilotprojekt, an dem sich unter anderem auch das British Museum beteiligt hat, ist jetzt in einen Service überführt worden, der staatliche Förderung als Teil der britischen Forschungsinfrastruktur erhält.

Bevor wir London verlassen und nach Chicago gehen, lassen Sie uns noch einmal die Frage diskutieren, die uns alle seit 25 Jahren umtreibt: Wie sollen Bibliotheken, wie sollen vor allem auch Nationalbibliotheken mit ihrem gesetzlichen Auftrag der Sicherung des kulturellen Erbes von ganzen Ländern und Nationen, die flüchtigen virtuellen Dokumente und Informationen speichern? Sollen sie sie überhaupt speichern? Wir wissen von der Library of Congress, dass sie ein Twitter-Archiv angelegt hat, was aber schwer nutzbar ist. Das ist nur ein Beispiel von vielen virtuellen, flüchtigen, digitalen Dokumenten. Hat die British Library ein Konzept, wie man mit diesen Dingen umgeht? Wie sehen Sie es persönlich? Ist es vielleicht sogar wider die Natur des Flüchtigen, Digitalen, dass man es auf ewig speichert?

Torsten Reimer Als Historiker ist mir bewusst, dass wir ständig Dinge verlieren. Beruflich bin ich dazu ausgebildet worden, aus Fragmenten Sinn zu stiften. Insofern akzeptiere ich grundsätzlich, dass auch im gesellschaftlichen Sinn Vergessen zum Leben gehört. Allerdings sind wir als Gesellschaft angehalten, uns immer wieder zu vergewissern, wer wir sind, woher wir kommen und wie wir uns weiter entwickeln wollen. Das erfordert eine ständige Auseinandersetzung mit Gegenwart und Vergangenheit. Deswegen ist es weiterhin wichtig, dass es Institutionen gibt, die sich bemühen, zumindest einen Teil der digitalen Welt zu erhalten. Wichtig ist auch, dass diese Organisationen nicht rein kommerziell sind. Kommerzielle Anbieter, etwa Facebook, werden Inhalte nur so lange aufheben, wie es sich kommerziell lohnt. Nachdem ein unglaublicher Teil von kulturellem Schaffen in den sozialen Medien geschieht, sind Institutionen unabdingbar, die langfristig zumindest ausgewählte Teile sammeln und verfügbar machen können. Ansonsten haben wir große Lücken in unserem kulturellen Gedächtnis. Als Bibliothekarin/Bibliothekar und Archivarin/Archivar sind wir ausgebildet, Kriterien dafür zu entwickeln, was uns aufhebenswert scheint. Gesetzlich bedingt hat die British Library das Problem, dass sie zwar alles sammeln darf, was in Großbritannien publiziert wird, es aber nur innerhalb der Gebäude der British Library verfügbar machen darf. Das schränkt die Nutzung erheblich ein. Das heißt aber nicht, dass das immer so bleiben muss. Unsere Aufgabe ist im Moment, zu sammeln und gesellschaftlich daran zu arbeiten, dass die gesetzliche Festschreibung sich so verändert, dass wir in 20, 30 oder 40 Jahren diese Materialien frei zugänglich machen können. Aus einer ähnlichen Motivation haben wir uns bei dem neuen Repositoriendienst besonders auf Kulturorganisationen konzentriert. Anders als Universitäten gibt es in



Interview per Videokonferenz

diesem Sektor nur wenige institutionelle Repositorien, und wir wollten sicherstellen, dass Content verfügbar bleibt. Wer, wenn nicht Nationalbibliotheken, hat eine Verantwortung, sich mit langfristigem Blick dieser Aufgaben anzunehmen?

Sie haben das große Bild noch einmal zusammengefasst. Vielen Dank. Wir verlassen mit diesem Thema die British Library und reisen über den Atlantik in die USA, um über Ihren künftigen Arbeitsplatz in Chicago zu sprechen. Haben Sie Ihr Team eigentlich schon kennenlernen können? Welche Hauptaufgaben erwarten Sie in Chicago? Gibt es vielleicht schon eine strategische Liste, die man Ihnen in den Tornister gepackt hat?

Torsten Reimer Persönlich habe ich weder das Team kennengelernt noch die Bibliothek gesehen. Wegen der Corona-Reisebeschränkungen wurde der Bewerbungsprozess online abgewickelt. Allerdings wird in amerikanischen Universitäten üblicherweise eine lange Reihe von Bewerbungsgesprächen geführt. So hatte ich schon während des Bewerbungsprozesses Gelegenheit, mit einigen meiner künftigen Kolleginnen und Kollegen online zu sprechen. Umso mehr freue ich mich jetzt aber darauf, die Bibliothek und das ganze Team persönlich kennenlernen zu können. Bei den Herausforderungen fangen wir auch mit dem Team an. Es sind momentan viele Stellen in der Bibliothek nicht besetzt. Während der Pandemie hatte die Universität von Chicago einen strikten Einstellungsstopp, der die Bibliothek angesichts der „Great Resig-

Torsten Reimer in der British Library

nation“ besonders getroffen hat. Bei meiner Ankunft werden noch rund 25 Prozent der Stellen vakant sein. Angesichts dieser Situation hat das Team in den zwei Jahren der Pandemie mit begrenzten Ressourcen Erstaunliches geleistet. Wir brauchen jetzt eine Personalplanung, die für die nötigen Kapazitäten sorgt, gerade wenn wir aus der Pandemie heraus oder zumindest in eine neue Phase des Umgangs mit der Pandemie gehen. Diese Personalplanung werden wir mit Blick auf die Agenda Diversity, Equity and Inclusion (DEI)[1] vornehmen. Dabei wird es auch um die Rolle gehen, wie die Bibliothek sich in der South Side von Chicago, die viel unter Rassismus gelitten hat und noch leidet, hilfreich als antirassistische Organisation positionieren kann.

„Ich glaube nicht, dass der Sammlungsgedanke verloren geht. Aber die Bedeutung verändert sich.“

Nicht nur extern, auch innerhalb der Universität steht eine Neupositionierung an. Die Bibliothek ist eine der größten Forschungsbibliotheken in Nordamerika, wenn man sie nach der Größe der Sammlung misst. Im Bereich digitale Dienstleistungen ist sie aber nicht so stark aufgestellt. Dafür brauchen wir ein gutes strategisches Konzept, das die Bibliothek mit Blick auf das Jahrzehnt als digitaler Partner der Forschung weiterentwickelt. Um sicherzustellen, dass wir dafür die finanziellen Ressourcen bekommen, brauchen wir die Zusammenarbeit mit der Universität, Partnern und Geldgebern. Das werden große Aufgaben sein.

Um einen letzten Punkt zu erwähnen: Die Bibliothek ist gut mit einer ganzen Reihe von amerikanischen Bibliothekskonsortia vernetzt, eine davon ist die „Big Ten Alliance“, ein Verbund aus großen Forschungsbibliotheken im mittleren Westen. Die Alliance arbeitet am Konzept einer verteilten Bibliothekssammlung, der „Big Collection“. Für eine Universität, die historisch gesehen einen starken Fokus auf Sammlungsentwicklung als Einzelinstitution hat, wird der Ansatz einer Konsortial-Weiterentwicklung sicher spannend.

Wenn über 20 Prozent der Stellen nicht besetzt sind; heißt das, Sie haben Gestaltungsfreiraum. Das ist dann wirklich eine schöne Sache für einen neuen Chef in einer Organisation. Gibt es inhaltlich strategische Themen, die Ihnen ganz persönlich am Herzen liegen? Sie haben gesagt, die digitalen Dienste sind in der Chicago University Library nicht ganz so entwickelt, wie Sie es vielleicht gerne sehen würden. Dafür liegt der Schwerpunkt mehr auf den Printsammlungen. Gibt es ein, zwei persönliche inhaltliche Dinge, soweit Sie das jetzt schon beurteilen können, die Sie vor Ort umsetzen wollen?

Torsten Reimer Sowohl der Präsident als auch die Provost[2] sind relativ neu im Amt. Ein Themenbereich, den wir gemeinsam ansteuern werden, ist die Unterstützung von Forschungsdaten. Da kann ich auf Erfahrungen zurückgreifen, die ich gerade am Imperial College gewonnen habe. Die britischen Uni-

1 DEI steht für Diversität, Gleichbehandlung und Gleichstellung. https://www.whitehouse.gov/briefing-room/presidential-actions/2021/06/25/executive-order-on-diversity-equity-inclusion-and-accessibility-in-the-federal-workforce/.

2 Provost bezeichnet hohe Verwaltungsbeamten, vergleichbar unserer Position als Prorektorin/Prorektor

versitäten und Bibliotheken sind hier relativ gut entwickelt, weil sie seit Jahren mit strikteren Vorgaben der Forschungsförderer leben mussten. Im amerikanischen System gibt es vergleichsweise nur wenige Vorgaben in Bezug auf Open Access oder auch Forschungsdaten. Neben Daten ist Open Access zwar auch kein neues Thema, aber eines, das für mich wichtig ist. Die University of Chicago hat im Moment noch keine Open Access Policy und sich hier auch nicht besonders stark engagiert. Das sollte sich ändern, und ich freue mich darauf, diese Diskussion auch mit den Fakultäten zu führen. Zudem würde ich mich gerne intensiver der Frage widmen, welchen Einfluss „Software as a Service" und hier besonders künstliche Intelligenz längerfristig auf die Bibliotheken haben wird. Wie können wir sicherstellen, dass die Prinzipien wie Transparenz, Offenheit und Nachvollziehbarkeit nachhaltig in den Tools und Technologien verankert sind, die im Informationsmanagementbereich genutzt werden? Meine große Sorge ist, dass wir uns zwar intensiv darum bemühen, mehr Inhalte frei verfügbar zu stellen, aber immer mehr Tools, mit denen die wissenschaftlichen Inhalte bearbeitet werden, kommerzielle „Black Boxes" sind. Wir wissen immer weniger, wie genau unsere Systeme eigentlich arbeiten. Ich hoffe, dass wir mit der Wissenschaft und Partnern im kommerziellen Bereich zusammenarbeiten können, um ein angemessenes Maß an Transparenz in dieser Entwicklung zu verankern. Eine sehr spannende Aufgabe, aber sicherlich auch eine, bei der man den Einfluss der Bibliotheken nicht überschätzen sollte.

Sie sprachen von der „Big Ten Alliance". Ich werfe das Wort „Ivy League" in den Raum. Gibt es dort Kooperationen oder ist es ein harter Wettbewerb zwischen den vermeintlichen Eliteuniversitäten in den USA und den anderen Universitäten des Landes?

Torsten Reimer Darüber müssen wir uns, denke ich, in ein oder zwei Jahren noch einmal unterhalten, wenn ich konkrete Erfahrungen vor Ort gewonnen habe. Mein Eindruck ist allerdings, dass der Bibliothekssektor überall kooperativ ist. In Großbritannien zum Beispiel gibt es natürlich Wettbewerb etwa zwischen dem Imperial College und Oxford, aber die Bibliotheken arbeiten eng zusammen. Das scheint mir auch in den USA der Fall zu sein. Neben der „Big Ten Alliance" und ARL, den American Research Libraries, sind die „Ivy Plus Libraries" – der Verbund der Ivz League Bibliotheken mit Partnern wie Chicago und Stanford – eine wichtige kooperative Gruppe für uns. Mein bisheriger Eindruck ist also, dass auch die amerikanischen Bibliotheken kooperieren.

Die Abschlussfrage würde ich gerne spannen von Europa in die USA und einmal Ihre Einschätzung abholen, welche Unterschiede und Gemeinsamkeiten Sie sehen in den Strategien und Herausforderungen, denen wissenschaftliche Bibliotheken in Europa und den USA gerade gegenüberstehen. Können Sie das schon abschätzen?

Torsten Reimer Auch da denke ich, werde ich in ein bis zwei Jahren mehr dazu sagen können. Aber aus meiner Erfahrung in der Zusammenarbeit mit amerikanischen Organisationen besteht ein deutlicher Unterschied darin, dass in Europa der Staat stärkere Lenkungsfunktionen hat. Das variiert natürlich je nach Land. Aber grundsätzlich gab es in Bibliotheken in den Ländern, in und mit denen ich bisher gearbeitet habe, ein bestimmtes Maß an Vorgaben wie beispielsweise staatliche Open Access Policies. So etwas existiert in den USA auf Bundesebene nicht im gleichen Maß und ist auf Länderebene sehr unterschiedlich. Die Universität von Chicago ist als private Universität hier zudem recht unabhängig. Dazu fehlen in den USA Institutionen wie zum Beispiel SURF[3]in den Niederlanden oder Jisc[4] in Großbritannien, sodass Kooperationen mehr auf lokaler Ebene zwischen gleichartigen Organisationen entstehen. Das bedeutet aber auch, dass es eine fragmentierte Landschaft ist, mit weniger Koordination. Aus meiner momentanen Sicht ist das vielleicht eine gewisse Schwäche des Systems, gemessen daran, wie viel die Forschungsbibliotheken in Großbritannien durch enge Zusammenarbeit erreicht haben.

Herr Reimer, dann nehmen wir das doch gerne als Ansatzpunkt, mit Ihnen in ein, zwei Jahren noch einmal genau über diese Fragen zu sprechen, wenn Sie den genaueren Einblick in das Thema und in das Bibliothekswesen in den USA im Vergleich zu Europa haben. Für heute danke ich Ihnen ganz herzlich für dieses Gespräch und wünsche Ihnen viel Erfolg bei Ihrer neuen Aufgabe. Alles Gute in den USA als University Librarian und Dean der University Library of Chicago.

Torsten Reimer Herzlichen Dank auch von mir für die Einladung. Dann freue ich mich darauf, dass wir uns in Zukunft noch einmal zusammensetzen und weiter über diese Erfahrung sprechen können.

3 https://www.surf.nl/en

4 https://discover.libraryhub.jisc.ac.uk/